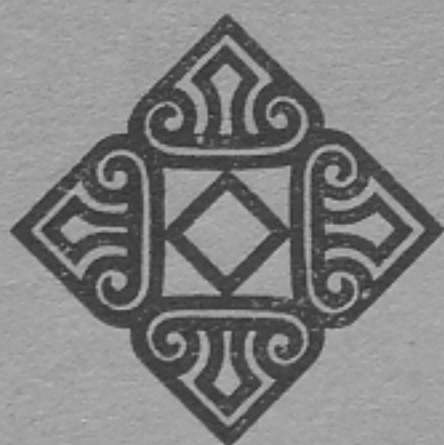


Kriegs- und Friedensziele

\*\*\* Deutsche Flugschriften \*\*\*

Heft 3

**Koloniale  
Friedensziele**  
Von Dr. Oscar Karstedt



Preis 30 Pfg.

1 9 1 7  
Alexander Duncker Verlag, Weimar



S 17

12026

517/12026

## Koloniale Friedensziele

Die Frage, was hinsichtlich unseres Kolonialbesitzes durch den Friedensschluß zu erstreben ist, setzt die Erledigung einer anderen Frage voraus, nämlich der: Was bedeutet uns deutscher Kolonialbesitz?

Vielfach ist es leider bei uns noch so, daß man im eigenen Kolonialbesitz weniger eine unbedingt notwendige Tatsache als vielmehr ein hübsches Ornament am gesamten Reichsbau sieht. In weiten Kreisen nicht nur der Sozialdemokratie war es ja bis zum Krieg vielfach eine feststehende Überzeugung, daß unser Drang zum eigenen Kolonialbesitz weniger in tatsächlichen Notwendigkeiten wurzelte, als nur in einem gewissen imperialistischen Drang zum Landbesitz. Keinem andern als dem Reichskanzler Grafen Caprivi, demselben, unter dessen Kanzlerschaft uns Helgoland im Eintausch gegen gewisse Rechte in Ostafrika und Südwestafrika zufiel, wird ja das Wort zugeschrieben: „Ein Jahr gebe ich Südwestafrika noch, haben sich die Dinge dann nicht geändert, dann lasse ich es fallen.“ Ob dieses Wort tatsächlich gefallen ist oder nicht: Tatsache war jedenfalls, daß wir in den weitesten Schichten des deutschen Volkes mit einem merkwürdigen Unverständnis gegenüber allen weltpolitischen Fragen rechnen mußten. Ein weltpolitisches Unverständnis, das letzten Endes doch um so unbegreiflicher ist, als wohl kein Land der Erde in dem Maße zur kulturellen Erschließung der Erde beigetragen hat, wie es seit den Tagen der Hanse, der Fugger, der Welser die Deutschen in allen Breiten getan haben.

Insbepondere gilt dieses beklagenswerte Unvermögen zur Erkenntnis der weltpolitischen Zusammenhänge von den

48/57021

Stadt- u. Univ.-Bibl.  
Frankfurt/Main

weltwirtschaftlichen Fragen. Anders wäre es doch nicht zu erklären, daß man selbst jetzt, wo die Abschneidung Deutschlands von der übrigen Welt dem naivsten Auge klar gemacht hat, in welchem Umfang wir von dem Auslande abhängig geworden waren, wo nur durch die allerschärfste staatliche Bewirtschaftung und Rationierung es möglich gemacht wird, mit den Dingen auszukommen bzw. sie zu ersetzen, die uns früher in Millionen- und Milliardenwerten vom Ausland zugeflossen waren, den weltwirtschaftlichen Sicherungen so wenig Interesse entgegenbringt.

Bismarck ist bekanntlich nur zögernd und widerwillig in die Kolonialpolitik hineingegangen. Sein Werdegang als Preuße-Deutscher, der in einer Zeit wurzelte, in der Weltwirtschaft und Weltpolitik für Deutschland mehr oder weniger schemenhafte Begriffe waren, hemmte ihn zwar, ließ ihn aber doch fast instinktiv erkennen, in welcher Richtung sich in erster Linie die Ziele eines deutschen Kolonialbesitzes bewegen mußten. In der bekannten Rede über die englische Politik in Ägypten, die er am 13. März 1885 im Reichstag hielt, sagte er unter anderem: „Nehmen Sie an, wenn ein Teil der Baumwolle, des Kaffees, den wir bei uns importieren, auf deutschem Grund und Boden übersee wüchse, wäre denn das nicht eine Vermehrung des deutschen Nationalreichtums? Wir kaufen jetzt die sämtliche Baumwolle von Amerika und sind auf eine gewisse Kontrolle der Amerikaner angewiesen — wenn wir demgegenüber mit der gleichen Intelligenz, wie die Amerikaner ihre Baumwolle pflanzen und bearbeiten, in Gegenden wie Neuguinea, wie Kamerun, wie die afrikanischen äquatorialen Gegenden, Baumwolle züchten könnten, die wir nicht mehr von Ausländern, sondern von deutschen überseeischen Besitzern kaufen würden, so wäre das ein Vorteil für unser nationales Vermögen, während jetzt das Geld, das wir für Baumwolle, Kaffee, Kopra und alle solche äquatorialen Produkte ausgeben, rein à fonds perdu herausgeht aus unserm Vermögen.“ In diesem Worte ist in Kürze

einer der Hauptzwecke deutschen Kolonialbesitzes enthalten. Es wird bei uns leider so viel übersehen, daß wir in demselben Maße, in dem wir zum Industriestaat wurden, in eine Abhängigkeit vom Ausland hineingeglitten sind, deren Schädlichkeit noch immer nicht genügend anerkannt worden ist. Als Bismarck auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, belief sich unser ganzer Auslandshandel nur auf noch nicht ein Viertel dessen, was in den letzten Jahren vor dem Kriege umgesetzt wurde. Die Bevölkerung war damals noch zur reichlichen Hälfte von der Landwirtschaft abhängig, während auf Industrie und Handel knapp 40% entfielen. 1907 aber entfielen von der Gesamtbevölkerung von fast 62 Millionen nur noch 28% auf die Landwirtschaft, während Handel und Industrie 56% Arbeit und Brot gaben. Die Gesamtsumme unserer Rohstoffeinfuhren zur Zeit Bismarcks umfaßte nicht mehr, als heute allein zwei oder drei der großen Einzeleinfuhrprodukte zusammen ausmachen. In demselben Maße, in dem unsere Bevölkerung wuchs, waren wir eben gezwungen gewesen, jährlich mehr und mehr Rohstoffe aus dem Auslande einzuführen.

Es braucht nur daran erinnert zu werden, welche Bedeutung im gesamten Volks- und wirtschaftlichen Leben heute die Baumwolle spielt und daß von ihrer Verarbeitung Millionen von Arbeitern mit ihren Familien abhängig geworden sind, um darzutun, welche große Rolle das Rohstoffproblem für die Zukunft bei uns spielt. Man kann aber ohne Übertreibung sagen, daß das Rohstoffproblem im wesentlichen ein überseeisches und damit in der Hauptsache ein Kolonialproblem ist. 45% unserer gesamten Einfuhr entstammten zuletzt überseeischen, also außereuropäischen Ländern. Im Verlaufe von 25 Jahren hatte sich dieser Anteil verdoppelt, und an Rohstoffen waren es zuletzt sogar 57%, die wir aus überseeischen Ländern erhielten. Wenn man deshalb, wie das kürzlich von einem nationalliberalen Abgeordneten im Preußischen Abgeordnetenhaus geschehen ist, in den auf der Pariser Wirtschafts-

konferenz gefaßten Beschlüssen der Entente eine Bedrohung unserer Rohstoffversorgung und damit unserer auf Gedeih und Verderb auf sie angewiesenen Wirtschaft sieht, dann ergibt sich ohne weiteres, daß die Möglichkeit zur Abwehr dieser Gefahr nicht so sehr auf europäischem Boden, sondern mindestens in ebenso starkem Umfang auf überseeischem Gebiet zu suchen ist. Wie stark wir hinsichtlich der Rohstoffversorgung und damit in unserem ganzen Dasein vom Ausland abhängig waren, dafür möge die nachstehende Tabelle als Belag dienen.

Einfuhr	1896	1913	Davon Anteil
	in Mill. Mark	in Mill. Mark	aus englischen Kolonien in Million. Mark
Reis . . . . .	19,1	103,8	77,2
Raps, Rübsen . . . . .	17,6	38,8	29,8
Erdnüsse . . . . .	2,3	28,2	13,4
Sesam . . . . .	5,5	43,7	11,9
Leinsaat, Leinmehl . . . . .	47,2	129,7	16,6
Baumwollsamensamen . . . . .	—	37,3	35,3
Sojabohnen, Schinüsse usw. . . . .	—	23,4	4,3
Palmkerne . . . . .	26,7	225,9	146,8
Kopra . . . . .			
Baumwolle und Linters . . . . .	238,8	628,2	134,7
Jute und Jutewerg . . . . .	24,9	94,0	89,2
Kakaobohnen, rohe . . . . .	12,1	67,1	22,9
Tea . . . . .	4,2	8,0	2,3
Pfeffer . . . . .	2,4	6,4	3,9
Gerbstoffe (außer Gerbrinden) . . . . .	—	10,8	2,8
Schellack . . . . .	5,5	6,9	6,5
Akazien-, Kirschgummi usw. . . . .	—	3,8	3,4
Kautschuk, roh und gereinigt } Guttapercha . . . . .	34,8	137,0	48,1
Übertrag:	—	1593,0	649,1

Einfuhr	1896 in Mill. Mark	1913 in Mill. Mark	Davon Anteil aus englischen Kolonien in Million. Mark
Übertrag:	—	1593,0	649,1
Talg von Rindern und Schafen . . . . .	9,1	18,2	5,8
Kokosnüsse, roh. . . . .	—	4,6	3,9
Merinowolle . . . . .	—	229,3	184,5
Kreuzzuchtvolle . . . . .	277,5	182,5	37,5
Straußfedern. . . . .	—	9,8	8,7
Rinderhäute . . . . .	—	321,7	57,5
Palmöl . . . . .	4,7	9,8	8,4
Reisabfälle (Viehfutter) . . . . .	—	20,0	9,9
Ölkuchen, Ölkuchenmehl . . . . .	29,7	118,5	6,1
Zinckerze . . . . .	1,3	36,7	19,9
Zinn . . . . .	17,1	58,1	14,6
Rohkupfer . . . . .	54,7	335,3	19,9
Tabak . . . . .	102,0	134,3	—
Kaffee. . . . .	189,3	219,6	4,5
Lufa, Piassava usw. . . . .	—	4,9	0,7
Stuhrohr . . . . .	—	8,7	5,4
Mimosa-, Mangroverinden usw. . . . .	—	6,7	4,7
Elfenbein . . . . .	3,4	8,7	1,9
Glimmer . . . . .	—	6,9	5,2
Bleierze . . . . .	—	36,2	32,4
Manganerze . . . . .	3,0	28,8	8,9
Wolframerze . . . . .	—	10,6	4,9
Zinnerze. . . . .	—	42,1	2,3
Chilisalpeter . . . . .	67,4	171,9	—
Edelhölzer, tropische . . . . .	—	7,3	3,5
Kopale . . . . .	—	5,4	1,6
Zusammen . . . . .	—	3629,6	1101,8

Zu dieser Tabelle\*) sei bemerkt, daß bei einer Gesamteinfuhr von 11,21 Milliarden Mark im Jahre 1913 die tropischen und subtropischen Rohstoffe rund ein Drittel der Gesamteinfuhr umfaßten. Weiter aber weist sie nach, in welchem umfangreichem Maße wir bereits von englischen Kolonien abhängig geworden waren. Wenn es früher auch zum Dogma weiter Kreise gehörte, daß es uns gleichgültig sein könne, wer uns die Rohstoffe liefere, wenn wir sie überhaupt nur bekämen, so kann gerade nach den Erfahrungen des Krieges und nach den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz ernsthaft doch nicht mehr mit einem solchen Argument gearbeitet werden. Es kann nicht eindringlich genug betont werden, daß selbst bei einem noch so vollständigen Sieg der Waffen über England dieses zusammen mit seinen Bundesgenossen, aber auch allein, dank seinem alles hervorbringenden, über die ganze Welt verstreuten Kolonienbesitz, stark genug wäre, um dauernd als klammernde Faust an der Gurgel der deutschen Wirtschaft zu drücken. Was es aber bedeuten würde, wenn England aus irgendwelchen Gründen uns die Rohstoffzufuhren erschwerte oder unmöglich machte, soweit seine Kolonien sie liefern, liegt doch auf der Hand: Die Möglichkeit zur Arbeit und damit zur Ernährung von zahlreichen Millionen deutscher Einwohner wäre in Frage gestellt! Wir könnten uns auf nichts anderes gefaßt machen, als auf das Wiederaufleben der Auswanderung, die uns in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Millionen unserer Bevölkerung und damit gewaltige nationale und wirtschaftliche Werte gekostet hat.

Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß unsere gesamte Industrie, die Schafwolle verarbeitet, völlig abhängig von der Lieferung von zwei englischen Kolonien ist,

\*) Die Tabelle enthält bei weitem nicht alle überseeischen, zur Einfuhr gebrachten Rohstoffe; z. B. ist Seide fortgelassen. Auch Nahrungsmittel sind nicht aufgenommen. In der Hauptsache enthält sie nur diejenigen Naturerzeugnisse, die von unserer Industrie benötigt werden.

Australien und Südafrika, die uns in den letzten Jahren regelmäßig für über 200 Millionen Mark Rohwolle zuführten. In welchem Maße übrigens England in der Lage und gewillt ist, von seinem Recht des glücklichen Besitzers Gebrauch zu machen, davon haben uns die letzten Monate bereits einen kleinen Vorgeschmack geliefert.

In demselben Umfange, wie die Gewinnung von tierischen Fetten in Deutschland zurückging, waren wir gezwungen, tierische, aber namentlich pflanzliche Fette aus dem Ausland einzuführen. Nachdem es gelungen war, den pflanzlichen Fetten die ihnen anhaftende Fettsäure zu nehmen, wurden aus ihnen alle Stoffe hergestellt, die, wie Palmin, Palmona usw., im deutschen Hausstand die Butter ersetzen. Ihren Ursprung hatten ein großer Teil der zur Herstellung des Butterersatzes sowie zur Seifenfabrikation dienenden Stoffe neben der Kopro in den Früchten der Ölpalme, insbesondere dem Palmkerne. An Palmkernen mußten wir im letzten Friedensjahre mehr als eine Viertelmillion Tonnen im Werte von rund 100 Millionen Mark einführen, und zwar fast ausschließlich aus englischem Gebiet, nämlich den westafrikanischen Kolonien Englands. Tatsächlich übte England auf diese Weise ein um so schwerer wiegendes Monopol aus, als Deutschland sieben Achtel der gesamten englisch-afrikanischen Palmkernernte für seine Industrie brauchte. Für jährlich rund 250 Millionen Mark wurden an Industrieerzeugnissen aus diesen Palmkernen gewonnen, wobei bemerkt werden muß, daß auch die Landwirtschaft insofern an der Palmkernindustrie interessiert war, als diese einen großen Teil der als Kraftfutter dienenden Ölkuchen lieferte. In richtiger Erkenntnis der Abhängigkeit, in der sich Deutschland somit von der Einfuhrmöglichkeit aus englischen Gebieten befand, hat die englische Regierung kürzlich ein Gesetz erlassen, wonach während des Krieges und 5 Jahre nach ihm ein Zoll von 2 Pfund Sterling auf jede Tonne von englischen Kolonien nach nichtenglischen Gebieten ausgeführter Palmkerne gelegt wird, der nach Bedarf auf  $3\frac{1}{2}$  Pfund erhöht



werden kann. Das bedeutet natürlich nichts anderes als eine vollkommene Vernichtung der deutschen Palmkerne verarbeitenden Industriezweige und damit das Lahmlegen einer Wirtschaftsform, in der Zehntausende von Arbeitern mit ihren Familien bisher ihr Auskommen fanden.

Um es noch einmal zu wiederholen: die Gefahr, die in dem großen Kolonialbesitz Englands einerseits und der Abhängigkeit unserer Industrie von der Rohstoffzufuhr andererseits liegt, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sich ihr gegenüber beim Friedensschluß verschließen, hieße dem deutschen Volk, das nur bestehen kann, wenn es Industrievolk bleibt, die physischen Daseinsmöglichkeiten nehmen.

Aus dieser Gefahr kommen wir auch nicht durch ein noch so enges Bündnis mit dem einzigen unserer Verbündeten, der über subtropische Gebiete verfügt, mit der Türkei, hinweg. Selbst wenn die wirtschaftlichen Möglichkeiten in der Türkei besser wären, als sie tatsächlich sind — einstweilen ist noch nichts oder nur wenig vorhanden von dem, was wir brauchen, und wenn es überhaupt zu beschaffen ist, kann es nur unter Aufwand eines gewaltigen Kapitals geschehen — bleibt immer noch die Unzulänglichkeit bestehen, die darin liegt, daß eine vernünftige Wirtschaftspolitik nicht Alles auf die schwankende Brücke eines politischen Bündnisses setzen kann, dessen Dauer wir zwar erhoffen, aber doch nicht sicher voraussagen können.

Es wurde oben bereits ausgeführt, in welchem Maße die Frage der Rohstoffe eine Kolonialfrage ist. Wenn deshalb der Krieg uns eine bessere Sicherung hinsichtlich unserer wirtschaftlichen Daseinsmöglichkeiten bringen muß, so schließt diese Forderung das Erstreben eines möglichst ausgedehnten Kolonialbesitzes in sich. Wenn auch heute noch nicht die Zeit gekommen sein mag, in der bereits spezifizierte

Wünsche hinsichtlich des zukünftigen deutschen Kolonialbesizes aufgestellt werden können, so möge hier doch erwähnt werden, daß ein großer Teil der wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu erlangen wäre, wenn der Krieg uns den größeren Teil des tropischen Afrika verschaffte. Es würde sich dabei im wesentlichen, soweit neue Erwerbungen in Betracht kommen, um die portugiesischen Kolonien Mosambik und Angola, den belgischen und französischen Kongo, Britisch-Westafrika und einen möglichst großen Teil Französisch-Westafrikas handeln. Innerhalb dieses Gebietes liegt, wie jeder statistische Ausweis darlegt, die Möglichkeit vor, einen überragend großen Teil derjenigen Rohstoffe, die unsere Industrie benötigt, in einem Umfang zu bekommen, der uns nicht nur eine völlige Deckung unseres eigenen Bedarfes garantiert, sondern uns noch einen Überschuß verschafft. Dabei muß allerdings erwähnt werden, daß, wenn nicht aus anderen, so schon aus wirtschaftlichen Gründen es unbedingt erforderlich ist, daß wir auch unsere Südseebesitzungen ungeschmälert zurückhalten. Die Frage der Versorgung unserer Industrie und unserer Bevölkerung mit pflanzlichen Fetten ist nämlich in Afrika allein nicht restlos zu lösen. Die großen Mengen Kopra, die unsere Ernährung und unsere Industrie in gleichem Umfang fordern, sind nur im Bereich des stillen Ozeans zu erlangen.

Zu dem wirtschaftlichen Moment tritt aber ein anderes, nämlich das *flottenpolitische*. In demselben Umfang, wie wirtschaftlich unsere Interessen über Europa hinaus gewachsen sind, muß ihr Schutz angestrebt werden. Dem Schutz unserer überseeischen Interessen, unserer Schiffahrtsverbindungen mit ihren Hunderten Millionen an Kapital, dem Schutz unserer über die ganze Welt zerstreuten Handelshäuser sollten — das war doch der Hauptgrundsatz des Auslandsflottengedankens — unsere Auslandskreuzerflotten dienen. So sehr man auch das, was von den Auslandskreuzern zu Beginn des Krieges in der Störung des feindlichen Handels geleistet wurde, anerkennen muß, so kann man sich doch

andererseits keiner Täuschung darüber hingeben, daß die Auslandsschiffe ihren Zweck letzten Endes doch nicht haben erfüllen können. Dem ganzen Auslandsflottengedanken lag leider der große Fehler zugrunde, daß man die Bedeutung der Flottenstützpunkte für das Wirken der Schiffe nicht genügend gewürdigt hatte. In dem Augenblick, als der Krieg ausbrach, war jedes der Auslandsschiffe auf sich selbst gestellt. Eine schwimmende Einheit, die nur so lange einen Wert darstellte, als sie noch über Munition verfügte. Wenn gesagt worden ist, daß Kolonialbesitz ohne Flotte wertlos ist, so kann man diesem Wort mit demselben Recht das andere entgegenhalten: Überseeische Flotten sind in Zukunft nicht mehr als altes Eisen wert, wenn hinter ihnen nicht die überseeischen Stützpunkte liegen, die imstande sind, ihnen jederzeit in Gestalt von Munitionsdepots, Kohlenlagern, Docks ujm. einen Rückhalt bieten. Es hieße zum zweiten Male die Auslandskreuzer zum zwecklosen Tode verurteilen, wenn man nicht gleichzeitig dafür Sorge trägt, daß auf eigenem Grund und Boden, d. h. in deutschen Kolonien, die Flottenstützpunkte geschaffen werden, deren Notwendigkeit der Krieg so schlagend bewiesen hat.

Wenn man von Freiheit der Meere spricht, so soll man sich vor Augen halten, daß es im zwanzigsten Jahrhundert, in dem die Interessen Deutschlands sich über alle Breitengrade, über alle Länder des Erdballs, über alle Meere erstrecken, in demselben Maße die Freiheit des Verkehrs auf der Nordsee wie auf dem Indischen und Atlantischen und dem Stillen Ozean zu sichern gilt. Wie will man aber die Freiheit des Verkehrs auf dem Indischen und Atlantischen Ozean und dem Stillen Meer sichern, wenn man nicht an den Rändern dieser Meere so stark ist, um jeder Zeit imstande zu sein, den Frevler am Recht zu packen? Es wird leider auch jetzt noch so häufig übersehen, daß die Stärke Englands nicht so sehr in seiner geographischen Lage und

seiner zahlengemäß großen Flotte, als vielmehr in der Tatsache liegt, daß es an allen Plätzen der Welt sich in Gestalt seiner Flottenstützpunkte Machtzentralen geschaffen hat, die ihm erlaubten, auf allen Meeren als Herr aufzutreten. Man braucht sich ja nur vorzustellen, wie viel schlechter England auf den Ozeanen dastände, wenn es z. B. ohne Japan als Verbündeten und ohne seine Stützpunkte in Kapstadt, im Golf von Bengalen, auf den Falklandsinseln usw. in den Krieg gegangen wäre. Und andererseits stelle man sich einmal vor, um wieviel einschneidender die deutschen Auslandskreuzer hätten wirken können, wenn Dares-salam am Indischen Ozean oder Lüderiksbucht und Duala am Atlantischen Ozean ausgebaute Flottenstützpunkte gewesen wären, in denen die Schiffe Ergänzungs- und Reparaturmöglichkeiten hätten finden können.

Noch ein Vorteil solcher Machtstützpunkte sei erwähnt: England und Frankreich haben Hunderttausende farbiger Truppen aus ihren Kolonien auf den europäischen Schauplatz werfen können und damit ihre eigene Volkskraft stark entlastet. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß der Krieg vielleicht seine jetzige Ausdehnung überhaupt nicht gewonnen hätte, wenn England und Frankreich nicht in ihren farbigen Kolonialbevölkerungen einen praktisch unerschöpflichen Kraftbehälter gehabt hätten. Verfügten wir über Flottenstützpunkte in Übersee, so wäre es unseren Flotten, gestützt auf sie, sicherlich nicht so schwer gewesen, diese Verschiffung des schwarzen Menschenmaterials völlig oder doch in der Hauptsache zu unterbinden. Der Gedanke könnte weiter ausgeführt werden, aber es mag bei dem Gesagten sein Bewenden behalten.

Nur eins sei auch in diesem Zusammenhang festgestellt: Wenn bei uns in Deutschland der Aufgabe unserer Südsee kolonien oder ihrem Eintausch gegen andere überseeische Gebiete das Wort geredet wird, so muß dem schon aus dem Gesichtspunkte der Flottenstützpunkte heraus auf das allerentschiedenste widersprochen werden. Wie wollen wir denn in Zukunft in dem gewaltigen Becken des Stillen

Ozeans mit seinen großen deutschen Schiffahrtsinteressen diese Schiffahrt schützen, wenn wir selbst nicht über eigenen Besitz in ihm verfügen? Insbesondere in dem französischen Tahiti bietet sich eine Insel, deren Hafen nach der Meinung der Sachverständigen einen Stützpunkt geben kann, den zu erstreben gerade im Interesse der deutschen Schiffahrt im Stillen Ozean wünschenswert ist. Abgesehen von Tahiti verfügen wir übrigens auch in unseren bisherigen deutschen Südseeschutzgebieten über eine Reihe von Häfen, die nach sachverständiger Ansicht ohne sonderliche Schwierigkeiten zu hervorragenden Stützpunkten für deutsche Auslandsflotten gemacht werden können.

Ich erwähnte eben bereits das politisch-militärisch so bedeutsame Problem der Verwendung farbiger Soldaten. Frankreich hat, wenn die schwankenden Zahlenangaben, die darüber zu erlangen sind, annähernd stimmen, aus seinem west- und nordafrikanischen Kolonialbesitz, also den Kolonien Dahomey, Französisch-Guinea, Senegal und Elfenbeinküste sowie Marokko, Algier und Tunesien bisher rund eine halbe Million schwarzer Mannschaften herausziehen und sie auf europäischem Boden verwenden können. Daß tatsächlich namentlich der Westafrikaner in den Händen der Franzosen ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial ergeben hat, haben die Berichte des Großen Generalstabes und der Kriegsberichterstatter im Westen mehrfach festgestellt. Anspruchslos, tapfer und dem Vorgesetzten, der ihn zu behandeln versteht, bis zum äußersten ergeben, hat der schwarze französische Soldat allen gegenteiligen Meinungen zum Trotz sich als ein Faktor erwiesen, der unserer Heeresverwaltung gelegentlich genug zu schaffen gemacht hat. Es braucht in dieser Hinsicht ja nur an die Ereignisse erinnert zu werden, die sich im Herbst 1916 in den Kämpfen um Douaumont usw. abgespielt haben. Wenn Frankreich bisher auf Grund freiwilliger Bestellung eine halbe Million Menschen aus seinen westafrikanischen Kolonien herausgeholt hat, so hindert es, wenn es nach dem Krieg über seinen

westafrikanischen Besitz noch weiter verfügen darf, nichts, die Rekrutierung der Neger noch in ganz anderer Weise auszugestalten, wie es bereits geschehen ist. Sind doch bereits Ende 1916 Anfänge gemacht worden, die auf die Unterstellung der gesamten eingeborenen Bevölkerung in Westafrika unter das französische Wehrgesetz hinzielen. Nichts würde Frankreich hindern, wenn die Verwaltung in Hinsicht auf die Rekrutierung intensiver gestaltet ist, in Zukunft bereits in Friedenszeiten Zehntausende oder Hunderttausende seiner schwarzen Soldaten in französischen Garnisonen zur Verfügung zu halten. Bei dem französischen Charakter kann man aber doch wohl sicher sein, daß, solange Frankreich aus den westafrikanischen Kolonien dauernd neues Kanonenfutter herausholen kann, das Feuer der Revanche sich immer wieder an dieser Kraftquelle entzünden würde. Es soll dabei ganz von der Schmach abgesehen werden, die überhaupt in der Verwendung farbiger Truppen auf europäischem Boden liegt und die die Gefahr in sich schließt, daß womöglich in einem hoffentlich fernem, aber immerhin doch möglichen Krieg unsere Grenzgebiete im Westen zum Tummelplatz für die Horden schwarzer Truppen werden, von deren bestialischem Wirken der jetzige Krieg doch Proben genug gegeben hat. Hier sei nur die Tatsache festgestellt, daß Westafrika in der Hand der Franzosen dauernd eine schwere militärische und damit politische Gefahr für Deutschland, überhaupt für den Weltfrieden darstellen würde. Würden deshalb nicht schon wirtschaftliche Gründe dazu nötigen, Frankreich nach Möglichkeit in Westafrika zu beschneiden, so zwingt die Rücksicht auf unsere Zukunft geradezu, Frankreich ein für allemal, wenn sich im Frieden die Möglichkeit dafür bietet, aus Westafrika zu entfernen.

Eine möglichst umfangreiche Aneignung französischen, englischen, belgischen und portugiesischen Besitzes in Mittelafrika würde außerdem einen anderen Vorteil bieten. Unserem bisherigen afrikanischen Kolonialbesitz hastete im

wesentlichen etwas Verzetteltes, Verstreutes an. Verhältnismäßig spät in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten, hatte Deutschland sich in der Hauptsache mit dem Anteil an der Welt begnügen müssen, den ihm unternehmende Männer in Erkenntnis der Tatsache, daß die Zeit zur endgültigen Aufteilung Afrikas gekommen war, in letzter Stunde hatten verschaffen können. Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika standen aber über Land in keinerlei Verbindung miteinander. Zwischen sie schoben sich von allen Seiten englische, französische, belgische und portugiesische Kolonialgebiete. Da ferner infolge der oben dargelegten Fehler der Flottenpolitik ein Schutz der Kolonien von der See her nicht möglich war, glichen sie sämtlich im Augenblick des Kriegsausbruchs zernierten Festungen, die lückenlos von allen Seiten eingeschlossen waren. In dieser Tatsache liegt der Hauptgrund, daß sie mit Ausnahme von Deutsch-Ostafrika mehr oder weniger schnell zur Beute des von allen Seiten andringenden Gegners wurden. Dabei zeigte sich aber, daß tropische Kolonien um so leichter zu halten sind, je größer sie sind. Kamerun und Deutsch-Ostafrika, diese beiden größten deutschen Kolonien auf afrikanischem Boden, das eine über dreiviertel Million Quadratkilometer, das andere eine volle Million Quadratkilometer umfassend, haben sich, trotzdem sie keineswegs auf einen Krieg gegen europäische Gegner eingerichtet waren, in einer Weise halten können, die die besten Kenner nicht voraussehen konnten. In beiden standen dem mit überlegenen Kräften ausgestatteten und mit allen Mitteln der modernen Kriegsführung ausgerüsteten Gegner, der außerdem die Möglichkeit zur ständigen Ergänzung seiner Hilfsmittel von der Heimat her hatte, nichts als eine nur nach wenigen Tausenden zählende schwarze Schutz- und Polizeitruppe gegenüber, die beide ausschließlich zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung organisiert und ausgerüstet waren. Um so schwieriger war die Lage dieser kleinen Verteidigerscharen, als sie, wie bereits gesagt, gleichsam in einer zernierten Festung lebten, in die nichts von außen hereinkommen konnte. Wenn

troßdem Kamerun sich anderthalb Jahre halten konnte, bis die letzten Reste der Verteidiger auf dem neutralen spanischen Boden Schutz zu suchen gezwungen waren, und wenn in Ostafrika die kleine Schar Weißer zusammen mit einigen wenigen Tausend schwarzen Soldaten sich gegen rund 125 000 Mann Engländer, Belgier und Portugiesen noch heute mit Erfolg wehren kann, so liegt das Geheimnis dieser Tatsache in den gewaltigen Schwierigkeiten, die jedes umfangreiche tropische Gebiet mit seinen großen klimatischen und sonstigen natürlichen Hindernissen dem Eindringling entgegensetzt. Wenn schon ein Napoleon an der Niederringung des riesigen Rußland, an der Bewältigung des Raumes scheitern mußte, so wäre ein deutsches Mittelafrika, das vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean reichte, bei den natürlichen Verhältnissen der Tropen praktisch überhaupt unverwundbar. Tropisches Kolonialgebiet sichert sich eben durch seine eigene Größe. Je umfangreicher und geschlossener das Gebiet, um so besser ist es gegen den Angriff geschützt.

Ein deutsches Mittelafrika, wie es hier in seinen Grundlinien vorgezeichnet ist, würde außerdem weltpolitisch noch den großen Vorteil bieten, daß es dem Streben Englands, Herr Afrikas zu sein vom Kap bis nach Kairo, ein für allemal einen Niegel entgegenstemmte. In diesem Gebiet wären außerdem Küstenplätze genug vorhanden, die nach erfolgtem Ausbau in der Lage wären, die unbedingt für Deutschland erforderlichen Flottenstützpunkte für den Atlantischen und Indischen Ozean abzugeben. Ein solches deutsches überseeisches Reich in Afrika würde an seinem Teil den englischen Machtbollwerken in Afrika (Ägypten und Südafrika), die die wichtigsten Stützpunkte englischer Weltmacht überhaupt sind, ein Paroli bieten können. Es gäbe uns einen großen Teil unserer wirtschaftlichen Unabhängigkeit von England und außerdem die Mittel an die Hand, um England in seinen überseeischen Stützpunkten, den reichfließenden Quellen seiner Kraft, jederzeit mit Hilfe der Flotte und des Menschenmaterials, das in diesem zukünftigen Be-



sitz steckt, zu treffen. Wenn gegen einzelne Gebiete innerhalb des hier umrissenen Teiles Afrikas diese oder jene Einwendungen in wirtschaftlicher oder gesundheitlicher Beziehung erhoben worden sind, wie z. B. gegen den belgischen Kongo, so können diese Einwendungen damit erledigt werden, daß ein an sich wertloses Gebiet in den Tropen überhaupt nicht vorhanden ist. Hier erhält jedes Gebiet seinen Wert nur und ausschließlich durch die Arbeit, die hineingesteckt wird. Die bisherigen Erfolge unserer Kolonialpolitik, insbesondere in Ostafrika und Kamerun, beweisen es, daß man aus Gegenden, die man im Anfang als Sumpf- und Fiebergegenden nicht niedrig genug einschätzen konnte, viel, sogar sehr viel gemacht werden kann. In knapp 30 Jahren hat deutsche Tatkraft sowohl in Ostafrika als in Westafrika aus Brachland Kulturoasen geschaffen, die auf dem besten Wege waren, in umfangreichem Maße sowohl Lieferanten als auch Abnehmer unserer Wirtschaft zu werden. Dr. Fischer schrieb Mitte der achtziger Jahre etwas spöttisch angesichts der deutschen Erwerbungen in Afrika: „Wo Afrika gesund ist, taugt es nichts, und wo es wertvoll ist, ist es ungesund.“ Unsere bisherige Kolonialgeschichte hat das Lörichte, das in diesen Worten steckt, klar genug bewiesen. Wert und Unwert erhält jedes Land in Afrika erst durch die Tätigkeit des weißen Mannes.

Ein Wort sei in diesem Zusammenhang noch über *Kiautschou* gesagt. Wenn es auch nicht unter die Kolonien im engeren Sinne des Wortes gerechnet werden kann, so kann es doch in dieser Darstellung nicht ohne weiteres mit Stillschweigen übergangen werden.

Bei der Lage, in der wir uns Japan gegenüber befinden, kann man sich schon nicht im Zweifel darüber sein, daß der Versuch, es wiederzuerlangen, ein kaum erfolgversprechender sein wird. Nachdem einmal der Schmerz der Amputation überwunden worden ist, können wir es auch ruhig gestehen, daß uns dieses Gebiet trotz allem, was in ihm geleistet worden ist, kaum so nahe steht, daß man an den ziemlich aussichtslosen Versuch, es wiederzuerlangen, allzu viele Mühe

und womöglich Kompensationen auf anderem Gebiet verschwenden sollte. Schon vor dem Kriege hat es Stimmen genug gegeben, die in Kiautschou nichts als einen verlorenen Posten sahen. Der Krieg hat diese Auffassung bestätigt. Kiautschou in deutschem Besitz bliebe tatsächlich nichts anderes als ein Besitz von Japans Gnaden, ein Schwachpunkt der deutschen Weltpolitik, mit dessen dauerndem Verlust angesichts der steigenden Macht Japans jederzeit wieder gerechnet werden müßte. Derartige räumlich kleine Stützpunkte, wie Kiautschou einen darstellt, sind eben unhaltbar, und es wäre ein Fehler, das Experiment zum zweiten Male zu wiederholen.

Zusammenfassend können wir die kolonialen Friedensziele deshalb folgendermaßen darstellen:

In erster Linie muß Wert darauf gelegt werden, die restlose Rückerstattung unserer Afrika- und Südsee kolonien zu erwirken. Insbesondere auch Südwestafrikas. In allen diesen Gebieten ist zu viel deutsches Blut geflossen, als daß man gewissen Gemütswerten nicht Rechnung tragen müßte. Ein Stück Seele des deutschen Volkes liegt in der Erinnerung an die Namen Nauflust, Waterberg usw. in Deutsch-Südwestafrika begraben. Und ähnlich liegen die Verhältnisse bezüglich der übrigen Afrika- und der Südseekolonien. Dazu kommt, daß in den bisher deutschen Gebieten zu viel deutsche Arbeit und Kapital investiert worden ist, als daß man diese Länder ohne zwingende Not aufgeben könnte. Das Verfahren, das Engländer und Franzosen in den von ihnen besetzten deutschen Schutzgebieten bewiesen haben, schließt auch die Möglichkeit aus, daß die bisher dort tätig gewesenen Deutschen unter fremder Flagge allzubald ihre Arbeiten mit einiger Aussicht auf Erfolg wieder aufnehmen könnten. Schließlich waren die Kulturarbeiten, die in den Kolonien geleistet worden waren, auch zu weit fortgeschritten, zu viel Arbeit und Kapital flecte an den tastenden Versuchen, die die ersten Jahrzehnte deutscher Kolonialpolitik in diesen Gebieten darstellten, als daß nicht unbedingt im Frieden dafür

Sorge getragen werden mußte, daß dem deutschen Unternehmergeist auch die Freude der Ernte bereitet werden mußte. Wenn bei uns sich Stimmen geregt haben, die einer Aufgabe Deutsch-Südwestafrikas das Wort reden, weil dieses Gebiet wirtschaftlich bei einem Anschluß an die Südafrikanische Union am besten gedeiht, so ist diesem Argument das mindestens ebenso starke entgegenzusetzen, daß Deutschland in der Welt mindestens über ein Gebiet verfügen muß, das zur Aufnahme von Auswanderern als weißen Ansiedlern geeignet ist. In den afrikanischen Tropen ist eine weiße Ansiedlung eine Unmöglichkeit. Die Erfahrungen, die wir nach dieser Richtung hin gemacht haben, haben sich als stärker erwiesen als theoretische Wünsche und Erwägungen. Wenn wir auch vielleicht auf lange Jahre hinaus mit einer Auswanderung nicht zu rechnen brauchen, so muß jetzt, wo sich die Gelegenheit zur Verteilung der Welt gibt, nach Möglichkeit doch daran festgehalten werden, daß es zum mindesten wünschenswert ist, ein Gebiet jenseits der Meere unter deutscher Flagge zu haben, auf dem deutsche Auswanderer Grund und Boden zur Unterkunft und Erwerbsmöglichkeit und nicht zuletzt damit auch zur Erhaltung ihres Deutschtums finden können.

Insbepondere ist Südwestafrika uns auch deshalb unbedingt notwendig, weil es das einzige deutsche Gebiet ist, von dem wir in der Zukunft einen Ersatz für das vorläufig fast ausschließlich englische Monopol bezüglich unseres großen Bedarfes an Schafwolle zu erwarten haben. Die in den letzten Jahren vor dem Krieg intensiver ausgestaltete Schafzucht hatte bereits die besten Ergebnisse gezeitigt, und es ist kein Grund einzusehen, weshalb nicht auf südwestafrikanischem Boden ähnliche Mengen an Wolle hervorgebracht werden könnten wie in dem ihm klimatisch sehr ähnlichen Südafrika.

Hinsichtlich der Vergrößerung unseres Kolonialbesitzes in Afrika muß in erster Linie der Gesichtspunkt der Abrundung in dem Sinne maßgebend sein, daß die bisher in keinerlei Verbindung stehenden deutschen Besitzungen durch die Annerion feindlichen Kolonialbesitzes zu einem einheitlichen

Blod zusammengeschmiedet werden, der durch seine Größe eine hinreichende Gewähr dafür bietet, daß ein neuerer Versuch, das Land mit Waffengewalt zu erobern, ein Beißen auf Granit bleibt. Der belgische Kongo allein könnte diese Gelegenheit zwar bezüglich der Verbindung Deutsch-Ostafrikas mit Kamerun geben. Er allein kann aber niemals auch zusammen mit unseren bisherigen Kolonien die wirtschaftliche Unabhängigkeit hinsichtlich der Rohstoffversorgung geben, die wir unbedingt nötig haben. Dazu brauchen wir insbesondere eine Ergänzung dieses Besitzes nach Nordwesten hin, in der Erwerbung des französischen westafrikanischen Besitzes und nach Möglichkeit des englischen Nigeriens und der Goldküste.

Dieses Gebiet würde uns zusammen mit unseren Südseebesitzungen die notwendige Unabhängigkeit vom Ausland hinsichtlich der Lieferung von Rohstoffen für unsere Landwirtschaft und Industrie sichern können. Vor allem aber kommt bei dem Streben nach dem Erwerb Französisch-Westafrikas der militärische Gesichtspunkt in Betracht. Westafrika weiter in französischen Händen würde, je gefestigter die französische Herrschaft in ihm wird, eine um so größere Gefahr für uns bedeuten, weil Frankreich vielleicht schon nach wenigen Jahrzehnten so viel an schwarzem Menschenmaterial aus ihm herausholen kann, daß der Verlust an Menschenkraft, den es einmal durch den Krieg erlitten hat und zweitens dauernd durch seinen Geburtenrückgang erleidet, reichlich wettgemacht werden könnte.

Unbedingt muß insbesondere gegenüber allen Strömungen, die für ein Aufgeben eintreten, an dem Besitz der Südsee kolonien festgehalten werden. Abgesehen davon, daß sie die Hauptlieferanten der Kopro sind, von der unsere Industrie in ständig steigendem Maße riesige Mengen notwendig hat, gibt uns der Südseebesitz erst die Möglichkeit, die Forderung nach der Freiheit der Meere für das Gebiet des Stillen Ozeans zu verteidigen. Bei dem großen Aufschwung, den während des Krieges und durch ihn die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan genommen haben, und bei der

großen Rolle, die über kurz oder lang in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Beziehung China spielen wird, wäre es ein nicht wieder gut zu machender Fehler, wenn Deutschland seine territorialen Ansprüche im Stillen Ozean aufgeben würde. Inwieweit unser Besitz in der Südsee eine Erweiterung erfordert, soll im einzelnen hier nicht dargelegt werden. Hingewiesen werden mag nur auf die Tatsache, daß zurzeit das französische Neukaledonien der hauptsächlichste Lieferant für Nickel ist. Welche Bedeutung dieser Rohstoff erlangt hat, hat der Krieg ja auf das deutlichste bewiesen.

Endlich muß noch eine weitere koloniale Forderung gestellt werden.

Von dem Augenblick des Kriegsausbruchs an haben Frankreich und England auf der ganzen Welt nur ein Bestreben gezeigt: „Vernichtung der deutschen wirtschaftlichen Interessen und des deutschen Ansehens.“ Soweit nicht-deutsche Gebiete dabei in Betracht kommen, mögen sie bei dieser Erörterung ausschalten. Anders aber die deutschen Schutzgebiete. Welche Teile von ihnen auch immer unter die englische und französische Herrschaft gekommen sind, so hat sich allenthalben ein Streben zur Unterdrückung des deutschen Ansehens gezeigt, das an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters erinnert. Es braucht hier ja nur an die Tatsache erinnert zu werden, daß Frankreich die weißen Gefangenen aus Kamerun und Togo in dem mörderischen Klima von Dahomey unter der Aufsicht Schwarzer die niedersten Arbeiten hat verrichten lassen, daß Deutsche, Weiße, vor den Augen von Eingeborenen körperlich gezüchtigt und in der gemeinsten Weise mißhandelt worden sind. In Deutschland hat man diesen Dingen leider nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit zugewandt, und die Repressalien, die deutscherseits ergriffen wurden, konnten bedauerlicherweise meistens erst zu spät kommen, als daß der Schaden, der durch das englisch-französische Vorgehen angerichtet worden ist, hätte gutgemacht werden können. Allerdings ist dabei auch zu bedenken, daß alle Repressalien, die ergriffen worden sind,

niemals geeignet gewesen wären, das Ansehen der Deutschen bei den Eingeborenen wiederherzustellen. Auf den Eingeborenen macht nur das Eindruck, was er mit eigenen Augen sieht. Er hat die Deutschen, seine früheren Beherrscher, in ihrer tiefsten Erniedrigung gesehen, in einer Erniedrigung, die herbeizuführen eine auf die Psyche der Eingeborenen wohl berechnete Absicht unserer Gegner war. Mag man im Friedensschluß Forderungen durchsetzen, die den Opfern dieser Gemeinheiten eine persönliche Entschädigung zukommen lassen, so ist damit doch noch nicht der große, vielleicht unheilbare Schaden beseitigt, den das Ansehen und damit die koloniale Zukunft der Deutschen in Afrika erlitten hat. Erfolgreiche Kolonialpolitik unter Völkern niederer Rasse setzt absolutes Ansehen des kolonisierenden Volkes als Grundforderung voraus. Ein Volk aber, dessen Vertreter vor den Augen der Eingeborenen so behandelt worden sind, wie das deutsche, ist durch diese Dinge hinsichtlich seiner kolonialen Zukunftstätigkeit mit einer Hypothek belastet, die schwer drücken könnte, wenn nicht die geeigneten Maßregeln ergriffen werden. Es muß deshalb unbedingt dafür Sorge getragen werden, daß vor den Augen der Eingeborenen eine Sühne gegeben wird, die ihrer Psyche und ihren Anschauungen entspricht. Wenn, wie zu hoffen ist, ein guter Teil dieser Sühne vielleicht auch dadurch überflüssig gemacht wird, daß Deutschlands territorialer Besitz in Westafrika auf Kosten Frankreichs und Englands vergrößert wird, so kann damit allein die Angelegenheit noch nicht restlos erledigt sein.

Sicherlich wird ein großer Teil der mit dem Friedensschluß in Erscheinung tretenden Besitzveränderungen sich auf kolonialem Boden abspielen. In Europa werden Annexionen schon aus dem Grunde immer Gegner finden, weil sie die Einbeziehung von Volkskreisen in das Deutsche Reich voraussetzen, die immer Fremdkörper bleiben werden. Auf kolonialem Boden fällt dieses Argument völlig fort. Hier sind keine Traditionen und keine Nationalitätengrundsätze zu schützen, die, je mehr sich die Menschheit entwickelt, in Europa

eine immer größer werdende Rolle spielen. Dazu kommt, daß Deutschland manche seiner Gegner überhaupt nur auf kolonialem Boden treffen kann. Es sei hier nur an Portugal erinnert. Portugal hat die deutschen Interessen bereits, bevor Deutschland endlich den Krieg an dieses Land erklärte, in der schwersten Weise verletzt. Durch Portugiesisch-Ostafrika ließ es schon zu Beginn des Jahres 1915 englische Truppen marschieren, und in seiner Kolonie Angola wurden bald nach Kriegsausbruch Angehörige der südwestafrikanischen Schutztruppe und Beamte aus politischen Gründen auf Befehl portugiesischer Kommandanten ermordet. Dazu kam dann die widerrechtliche Beschlagnahme der deutschen Schiffe, die in den Häfen Portugals und seiner Kolonien lagen, sowie die Sequestrierung des Besitztums deutscher Kaufleute. Eine Sühne für alle diese Angriffe auf deutsches Leben und deutschen Besitz wird von Portugal selbst wohl kaum zu erlangen sein. Deshalb müssen eben die portugiesischen Kolonien als Äquivalent dienen. Letzten Endes wäre es auch aus allgemein menschlichen und kulturellen Gründen als ein Glück zu bezeichnen, wenn endlich die Herrschaft eines so korrupten und herabgekommenen Volkes, wie der Portugiesen, ein für allemal in Afrika beseitigt werden würde. Das gilt freilich in fast ebenso starkem Maße für die Franzosen!

---

Nationale Werke

## Vom jungen Bismarck

Briefwechsel des Studenten Bismarck  
mit Gustav Scharlach

9 Bogen und mehrere Beigaben

Geh. Mk. 2.—, Karton. Mk. 3.—, in Halbfr.  
geb. Mk. 5.—, in Ganzleder Mk. 10.—

„Das Buch wird bald zum Köstlichsten gehören, was wir vom großen Kanzler haben . . . Der ganze überquellende Saft des achtzehnjährigen Studenten schäumt auf, mit famosem Humor, mit Rauheigkeit, auch einer guten Portion Jugendflegerei, und doch mit einer Grazie, wie in jenen Briefen, die wir aus der Leipziger Zeit des jungen Goethe besitzen.“

B. Z. am Mittag.

Zum Jubiläumsjahr 1917

## Das Wartburgfest

am 18. Oktober 1817

Zeitgenössische Darstellungen und Urkunden  
gesammelt von Hugo Rühn

Mit 12 Abbildungen auf Tafeln und 3 im Texte.  
Kartonierte Mk. 3.—, numerierte Luxusausgabe  
in Bütten Mk. 20.—

„Ein schönes Denkmal für das vielgefeierte und vielgescholtene Fest.“

Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

„Ein wertvolles Urkundenwerk zur Geschichte des 19. Jahrhunderts.“

Leipziger Tageblatt.

„Jeder Vaterlandsfreund wird das Buch mit herzlicher Freude lesen.“

Monatsschrift für höhere Schulen.

Alexander Duncker Verlag, Weimar



Nationale Werke

Reines  
**Deutschtum**

Von Friedrich Lange

Grundzüge einer nationalen Weltanschauung  
3.—5. stark vermehrte Auflage. 443 Seiten.  
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

„Es ist ein Buch, an dem Gustav Freytag und Heinrich v. Treitschke ihre helle Freude haben würden, ein männlich-nationales Bild aus der deutschen Gegenwart, das auf alle Mitlebenden anfeuernd und belebend wirken muß. Ein vortreffliches Bild deutscher Gesinnung! Ernste, nachhaltige Freude.“  
Deutsche Wacht.

**Die Polennot  
im deutschen Osten**

Von W. von Massow

Zweite umgearbeitete Auflage. 427 Seiten.  
Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

„Ein Versuch, der uns in seinem ganzen Umfange gelungen scheint. Das Buch führt den Vaterlandsfreund, den praktischen Politiker, den Bürger der Ostmarken selbst, den Beamten der dort tätig sein soll, durch die zusammenfassende Darlegung aller in Betracht kommenden Momente, durch ihre historische Entwicklung, durch eine bei aller warmen Vaterlandsliebe unparteiische und nüchterne Anschauung der Verhältnisse zu einem tieferen Verständnis der Sache.“

Hannov. Courier.

Alexander Duncker Verlag, Weimar

## NEUE KRIEGSSCHRIFTEN

### Kriegs- und Friedensziele Deutsche Flugschriften

Jedes Heft in Umschlag 30 Pfennig.

1. Paul Rohrbach, Unser Kriegsziel im Osten und die russische Revolution. Mit einer Völkerkarte Rußlands.
2. F. W. v. Bissing, Westliche Kriegsziele.
3. Oscar Karstedt, Koloniale Friedensziele.
4. W. Barmeister, Der U-Bootkrieg als Weg zum Endsieg.

### Wichtige Lebensfragen der Gegenwart!

#### Ewald Banse / Die Türken und wir.

Ein kleines Mahn- und Geleitwort an sie und uns.

Geheftet ca. M 2.—, gebunden ca. M 3.—

Der beste Kenner des Orients redet hier über die Natur-  
schätze und Völker der Türkei ernste Wahrheiten. \*

#### GEORG QUERI

#### Wanderbuch vom blutigen Westen.

Geheftet ca. M 3.—, gebunden ca. M 4.—

Der bekannte Kriegsberichterstatter gibt hier unmittelbare  
Eindrücke von der Front; eine gewaltige Schlachtsymphonie,  
in der finsterstes Todesgrausen und unbezwingbare Lebens-  
lust in eins verfließen. \*

#### M. Baerting / Der Kapitän von L 200.

Ein Zeppelinroman. Geheftet M 2.—, geb. M 3.—

Graf Zeppelin und sein Lebenswerk bilden den Hinter-  
grund zu diesem Hohelied auf deutschen Erfindergeist und  
Wagemut. Ein Hymnus auf unsere kühnen Luftkreuzer und  
ihre Führer. \*

ALEXANDER DUNCKER VERLAG, WEIMAR